

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Rabih Alameddine**  
**Die wirklich wahre Geschichte von Radscha,**  
**dem Gutgläubigen**  
(und seiner Mutter)

2026. 351 S.

ISBN 978-3-406-84335-8

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/39931272>

RABIH ALAMEDDINE

**Die wirklich  
wahre Geschichte  
von Radscha,  
dem Gutgläubigen**

*(und seiner Mutter)*



RABIH ALAMEDDINE

Die wirklich  
wahre Geschichte  
von Radscha,  
dem Gutgläubigen

*(und seiner Mutter)*

Roman

*Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence*

C.H.BECK

Das Mottozitat von Audre Lorde ist ein Auszug aus «Inheritance-His» aus *The Collected Poems of Audre Lorde* von Audre Lorde. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung von W. W. Norton & Company, Inc.

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Daniela Hofner

Umschlagabbildung: Cover designed by Facout studio

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84335 8



verantwortungsbewusst produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

[produksicherheit.beck.de](http://produksicherheit.beck.de)

Für Marsha, die das jetzt lesen muss.



*«Our deepest bonds remain  
The mirror and the gun.»*  
Audre Lorde





# Inhalt

## I

(2023) 11

## II

(2001–2021)

Der Bankenkollaps  
Die Covid-Pandemie 25

## III

(1960–1975)

Vor dem Bürgerkrieg 113

## IV

(1975)

Der Bürgerkrieg 139

## V

(1975–2021)

Die Hafen-Explosion 239

## VI

(2021)

Virginia 295

**VII**  
(2023) 329

**Dank 351**

I  
(2023)



Heute Morgen saß meine Mutter vor mir, von Kopf bis Fuß von einer rotkarierten Wachstuch Tischdecke mit schwarzen Streifen umhüllt, die wir seit Jahren als Haarfarbeumhang benutzten, oben zusammengehalten von einer Metallklammer. Seit sie in ihren frühen Vierzigern aufgehört hatte, den Profis der Branche zu trauen, war ich ihr fest ernannter Haarkolorateur. Damals hatte sie das gesamte Gewerbe verflucht, nachdem irgendein armes Schwein ihre Haare versehentlich tiefrostrot eingefärbt hatte – und es war wirklich ein armes Schwein, ein junger Bursche, der den Job erst noch lernte. Aber er war alles, was sie sich leisten konnte. Mein Vater hatte meine Mutter, hatte uns alle finanziell sehr kurzgehalten. Hin und wieder fragte ich sie, ob sie sich nicht auf den Boden setzen könne, zwischen meine Beine, damit ich beim Färben ihrer Haare nicht stehen musste. Natürlich weigerte sie sich. Ich müsse für ihre Schönheit nun mal leiden, sagte sie.

Meine Mutter unterhielt innige Beziehungen zu Spiegeln. Mit einer leichten Neigung ihrer dunklen Augen betrachtete sie sich, den von zarten blauen Adern durchzogenen blassen Hals, die weißen Wurzeln ihres Haares, den Scheitel in der Mitte, der wie der durchgezogene Streifen zwischen zwei Fahrbahnen aussah. Sie hasse diesen Spiegel, erklärte sie mir, den ganzen Toilettentisch, und dass sie sich einen neuen kaufen werde. Sie sei sicher, einen zu finden für einen vernünftigen Preis, der schöner sei als dieses heuchlerische Ding da vor ihr. Spiegelbilder sind flüchtig, sagte ich, sie vergehen. In ein paar Minuten werde sie bereits ein neues Ich daraus ansehen. Ich fing an, Dunkel ins Helle zu bürs-

ten. Ein Spiegel merke sich die Schritte einer Verwandlung nicht, sagte ich.

Sie schnaubte. «Du brichst mal wieder die Regeln des Hauses», sagte sie.

«Ich philosophiere nicht.»

«Es klingt aber so. Vergessliche Spiegelbilder und so weiter.»

«Du siehst schön aus.»

«Ich bin alt.»

Ich sagte, dass ich das auch sei, und deutete auf mein Haar, das bereits weißer als ihres war. Das ursprüngliche Rot war in meinen Vierzigern einem seltsamen Blond gewichen, in meinen Fünfzigern dann weiß geworden, was ich mochte, da es nicht so herausstach.

«Du bist in deinen allerbesten Jahren», sagte sie. «Du hast nicht die Erlaubnis, alt zu sein. Das würde mich uralte machen.»

«Aber du bist uralte.»

«Fick deine Mutter.»

Das war ihr Lieblingsausdruck, der bei ihr immer so falsch klang, selbst noch nach all den Jahren, in denen ich ihn hatte hören müssen. Bei anderen fiel er kaum weiter auf, aber natürlich war es merkwürdig, die eigene Mutter das sagen zu hören.

Ihr Kopf ruckte leicht nach rechts. Sie merkte es. Ich merkte es. Aber wir taten beide so, als wäre nichts geschehen. Die Färbbürste blieb fest in meiner Hand. Für ihr Alter war sie immer noch bei bester Gesundheit. Sie schwor, die drei Etagen zu unserer Wohnung hinaufsteigen zu können, wenn der Dieselgenerator nicht lief. Tatsächlich versagte ihr der Körper immer mehr den Dienst, und ihre verschiedenen Ticks griffen um sich. Manchmal zuckten ihre Hände so sehr, dass sie es sich angewöhnte, die eine auf der anderen im Schoß zu halten, als schliefen da zwei Kätzchen.

«Warum lässt du mich nicht deine Haare färben?»

«Warum sollte ich?»

«Weil du dann jünger aussähest. Wahrscheinlich könnten wir sogar einen Farbton finden, der es natürlicher aussehen ließe als ursprünglich. Das war bei Gott eine Farbe, die es nirgends sonst in der Natur gab.»

«Wie konnte es sie nirgends geben, wenn es meine natürliche Haarfarbe war?»

«Du solltest mich deine Haare färben lassen. Ich würde es mögen. Es würde mich daran erinnern, wie ich dir als Kind die Haare gekämmt habe.»

«Du hast mir nie die Haare gekämmt. Nicht ein einziges Mal.»

«Natürlich habe ich das. Du erinnerst dich an gar nichts. Dein Gedächtnis ist schlechter als meins.»

«Da waren wir immer schon anderer Meinung. Du hast das schlechteste Gedächtnis in der Geschichte der Menschheit. Gäbe es Olympische Spiele des Vergessens, würdest du in jeder Disziplin die Goldmedaille gewinnen.»

«Ich frage mich, was für Disziplinen das wären. Ich würde dich ja fragen, aber ich bin sicher, du hast es vergessen.»

«Ha! Bring mich nicht zum Lachen, Zalfa, oder ich färbe dir am Ende dein Ohr noch schwarz.»

«Lass mich dein Haar färben. Vielleicht findest du dann einen festen Freund.»

«Wie denn? Dir hat es auch nichts gebracht.»

«Fick deine Mutter.»

Der Junge auf dem Balkon im zweiten Stock gegenüber bewunderte die schiefe, ausladende Eiche vor unserem Haus. Ich war in meinen Schlafanzug gemummelt, er ohne Hemd. Er trat von der Betonbrüstung zurück und zeigte mir, dass er nur einen knap-



pen weißen Slip trug, hinter dessen Gummi eine rote Zigarettenschachtel steckte. Anmutig zog er eine Zigarette daraus hervor, steckte sie an, inhalierte tief und kratzte sich den Bart, bevor er den Rauch wieder ausatmete. Lüstern. Hätte er mehr als nur die Unterhose angehabt, hätte ich erwartet, dass er zunächst seinen Schwanz zurechtrücken würde, bevor er einen lächelnden Blick in meine Richtung warf. Es war ein kokettes Spielchen, das ihm gut gefiel. Er sah immer erst hoch zu mir, wenn er seine Vorstellung beendet hatte, und tat diese Dinge nie offen – alles plausibel bestreiten zu können, blieb stets eine Option. Traf er mich auf der Straße, ob allein oder in Begleitung, war er immer ausgesprochen höflich, immer nett zum Homosexuellen des Viertels. Er trat jetzt nicht zurück hinter die Brüstung, wollte mir nicht den Anblick nehmen. Wie alt war der kleine Halunke? Zwanzig, einundzwanzig? Wahrscheinlich geil. Ich hatte seine Freundin schon seit einer Weile nicht mehr gesehen.

Er genoss die Vorstellung. Ich genoss die Vorstellung, aber ich wünschte, ich hätte erklären können, dass ich kein Verlangen nach ihm verspürte. Ich sehnte mich nicht nach ihm, sondern nach dem Verlangen, das ich einst, als ich noch jünger gewesen war, nach Jungen wie ihm verspürt hatte: Es war etwas Nostalgisches, die Köstlichkeit des Hungers, der Rausch des Blutes. Ich sehnte mich nach dem Verlangen, nach der Begierde. Wenn ich einen umwerfenden Mann wie ihn sah, waren meine Erektionen unbeherrschbar gewesen, doch mit wachsendem Alter wurde aus der Lust nur mehr ein Echo meiner früheren Begierde. Das hilflose Sehnen eines Geistes. Die Erregung lag in der Erinnerung, nicht in dem, was ich sah.

Ich wünschte, ich könnte ihm eine Dankeskarte dafür schicken, dass er mich erinnerte.

Unversehens, wie aufs Stichwort, kippte der Junge leicht nach

hinten, als verlöre er das Gleichgewicht und drohe, zu fallen. Seine Hand fuhr über seine Brust, durch den Haarwirbel um seinen Nabel, und er rückte sich den Schwanz in seinem Slip zurecht. Verschlagen sah er zu mir herauf und wusste, ich war wie hypnotisiert. Ich war ganz bei ihm.

«Ist es der Nachbarjunge auf dem Balkon?», rief meine Mutter aus der Küche. «Ich kann ihn zum Essen einladen, wenn du willst. Wenn du mich dein Haar färben lässt, nimmt er die Einladung wahrscheinlich an.»

«Ich kann mich nicht mal mehr erinnern, was ich mit einem wie ihm anfangen soll.»

«Die Olympischen Spiele des Vergessens lassen grüßen», sagte sie. «Ich koche Kaffee. Magst du welchen?»

Meine Mutter produzierte leise, belanglose Geräusche im kleinen Zimmer, sie ließ ein Buch fallen, schob eine Lampe über den Tisch (wahrscheinlich) und seufzte nicht ganz so leise, gefolgt von einem gähnenden Husten. Sie wollte mich bei sich haben, sie wollte reden.

Das Bett, auf dem meine Mutter saß, stand ohne Kopf- oder Fußteil in die Ecke gezwängt, war nichts als ein Federrahmen und eine Matratze mit Laken und einer Decke, einem indischen Kantha-Quilt vom prächtigsten Zitronengelb und Rosa. Sie legte den Kopf ein wenig zur Seite, als versuchte sie eines von Picassos kubistischen Gemälden zu entschlüsseln. Mit der rechten Hand hätschelte sie leicht geistesabwesend den schnurrenden Monet, dessen Zwilling Manet weiter hinten eingerollt auf einem Kissen lag. Ihre linke Hand ruhte auf dem Bett, die Füße hingen auf dem abgewetzten Linoleumboden, und so war sie ein Abbild von Wyeths Christina. Das Zimmer war so winzig, dass ihre Beine fast bis zur gegenüberliegenden Wand reichten. Ich konnte nur

die Rückseite ihres Kopfes sehen, ihr tiefschwarzes Haar, das ihr bis über die Schultern fiel. Ich fragte mich, ob sie weinte oder geweint hatte. Nicht wegen Naheds Abreise, dachte ich. Dieser Tage war es hauptsächlich Kitsch, der ihre Tränen fließen ließ. Was ihr zu Herzen ging, waren schlechte Filme, rührselige Weihnachtskarten und mies synchronisierte türkische Seifenopern. Sie drehte sich um und sah mich an. Ihre verkniffenen Lippen bedeuteten nichts. Mit achtzig hatten sie angefangen, sich nach innen zu wenden. Sie arbeitete dem regelmäßig entgegen, indem sie sie vorschob.

«Dieses Zimmer wäre nicht so erdrückend, wenn wir ein Fenster in die Wand brächen, und wenn es nur ein kleines wäre», sagte sie und erlaubte sich einen weiteren Seufzer. «Ich werde sie schrecklich vermissen.»

«Ich weiß», sagte ich. «Ich genauso.»

Ein Stück entfernt bellte ein Hund, nicht irgendeiner, sondern Eddie, der Golden Retriever, auf dem Balkon im vierten Stock des Hauses nebenan. Weder Monet noch Manet zuckten zusammen. Das ganze Viertel liebte den Hund und hasste nur seine Gewohnheit, Vögeln hinterherzubellen. Im März des vorangegangenen Jahres hatten zwei trauernde Tauben versucht, auf der Traufe des Balkons unter ihm zu nisten. Eddie bellte eine ganze Woche, bis sich die Tauben entschlossen, in ein vornehmeres, weniger lautes Viertel zu wechseln. Eddie war allerdings absolut nicht der lauteste Störenfried. Meine Cousine Nahed musste Schlimmeres ertragen: Aus dem Zimmer über ihr schallten zu den merkwürdigsten Zeiten Geräusche menschlicher Verkommenheit herunter. Wann immer seine Frau das Haus verließ, vögelte unser Nachbar sein Hausmädchen aus Sri Lanka. Nahed sagte zunächst nichts, stampfte dann aber mit unserem Segen die Treppe hinauf, klingelte an der Tür und drohte dem Mann damit,

ihn bloßzustellen, wenn er seine höchst unzüchtigen Kopulationen nicht sofort einstellte. Er tat es, blieb ihm doch nichts anderes übrig, warf ihr jedoch vor, völlig unnachbarschaftlich zu handeln.

«Wirst du das?», fragte meine Mutter. «Auch ihre Mutter? Oder wirst du nur Nahed vermissen?»

«Alle beide.»

«Siehst du, ich hab's dir doch gesagt. Aber du hörst ja nicht auf mich.»

«Sag danke.»

«Muss ich das?»

«Ja», sagte ich. «Du musst.»

«Danke, du kleiner Scheißer.»

«Aber gerne doch.»

Nahed war früh am Morgen in ihre eigene Wohnung zurückgekehrt, nachdem es zweieinhalb Jahre gedauert hatte, sie wieder instand zu setzen. Meine Mutter hatte gewollt, dass wir sie verabschiedeten, sie begleiteten und ihr zuwinkten, wenn sie die Eingangshalle ihres Hauses betrat. Da Nahed unser Gast gewesen war, bestand sie darauf, auch wenn keiner von uns ein Auto hatte. Meine Mutter ließ erst davon ab, als meine Cousine so tat, als beleidigte es sie, als Gast betrachtet zu werden. Sie hatte die gesamten zweieinhalb Jahre bei uns, bei mir gewohnt. Wie bemerkenswert, genau zweieinhalb Jahre.

«Ich muss das Zimmer putzen», sagte meine Mutter, «aber mir ist nicht danach. Was sollen wir heute Abend machen, wir zwei? Ich will nicht allein sein, also vergrab dich nicht in einem Buch. Sollen wir über die Stränge schlagen und Canasta spielen? Du hast was zum Schlucken, richtig?»

«Ja, aber wir haben nicht genug Essen im Haus.»

«Fick deine Mutter, Mann.» Sie stand auf und strich sich wie

beiläufig das Kleid glatt, bevor sie sich einmal drehte. «Ich kann immer noch so viel essen, wie ich will.»

Irgendwann, nachdem Nahed und ihre Mutter in unsere unangemessene Bleibe gezogen waren, hatte meine Mutter Dope entdeckt. Wenn sie high war, bekam sie einen Heißhunger, aber nicht auf irgendwelche kindischen Snacks. Sie aß dann, was der Kühlschrank hergab, kochte zwei verschiedene Eintöpfe gleichzeitig und stopfte in sich hinein, was hineinging. Nahm aber nicht zu.

«Hol die Drogen raus», sagte meine Mutter. «Lass uns über die Stränge schlagen.»

Sie hatte vor, eine neue Stimmung in unserer Wohnung zu schaffen.

Sie stemmte die Füße gegen das Geländer, als wollte sie seine Festigkeit prüfen. Ihre Fußknöchel sahen formlos und leicht geschwollen aus, und als das lohfarbene Abendlicht ins Malvenfarbene wechselte, schienen die violetten Adern noch stärker hervorzutreten. Ihr Mund hing auf, die Lippen schlaff, das Haar energisch gebürstet. Das Gebäude gegenüber glänzte, die Luft begann zu leuchten. Die Bougainvillea unter uns wollte nicht aufhören, weinselig zu rascheln, und ihre losen Blüten fielen auf einen riesigen Haufen Müllsäcke, der wie ein schlafendes prähistorisches Urtier aussah. Die Stadt, schattenlos jetzt, schimmerte mysteriös im letzten Licht. Meine Mutter starrte den auf dem Balkon im zweiten Stock sitzenden Mann an, wahrscheinlich den Vater des aufreizenden Jungen. Sie wandte den Blick nicht von ihm ab, unnachgiebig richtete sie ihn links von ihren Beinen durch das Geländer hinunter auf die Pfeife des Mannes, die aufglühte, verblasste und erneut aufglühte.

Der Generator des Hauses sprang an. Es war halb sechs. Ich

schaffte es beim zweiten Versuch, aus meinem Schaukelstuhl aufzustehen, und stellte unseren kleinen Generator am Ende des Balkons ab. Bevor meine Mutter eingezogen war, hatte ich ihn näher an der Tür stehen. Ihn ganz nach hinten zu rücken, war eine ihrer vielen Forderungen gewesen. Sie wollte ihn so weit wie möglich von der Wäscheleine entfernt haben, damit keine Staubpartikel auf der trocknenden Wäsche landeten, die, darauf bestand sie, fettig waren. Wenn der große Hausgenerator lief, musste alle Wäsche hereingeholt werden und durfte erst wieder raus, wenn das Ding abgestellt wurde. Unser Zeitplan wurde von Generatoren bestimmt.

«Ich spüre nichts», sagte sie, «oder nicht viel. Glaubst du, ich bin mittlerweile immun gegen Drogen?»

«Natürlich nicht», sagte ich. «Du bist nur komplett daneben und völlig zgedröhnt.»

Es fühlte sich an, als wäre der Himmel hinter meine Augenlider gekippt und ich würde von einem Engel umarmt.

«Du bist daneben», sagte sie, «nicht ich. Fick deine Mutter. Heißt das, dass ich nicht noch eine nehmen soll?»

«Nein, keine mehr. Ich sollte dich in dein Zimmer schicken.»

«So ein Miesepeter.» Zuerst versuchten ihre Hände, ihr Haar zu beruhigen, dann wollten sie ihr die Wildheit und die Chemie aus den Augen reiben. «Heute Nacht werde ich gut schlafen. Ich glaube nur nicht, dass ich mich an meine Träume erinnere. Das tue ich nie, wenn ich was geschluckt habe. Und rede ich wieder zu viel? Du wirst nicht glauben, wer mich letzte Nacht im Traum besucht hat. Herr Kater. Er tauchte auf, als wäre er die ganze Zeit da gewesen. Du weißt, wie sehr ich Monet und Manet liebe, aber sie sind nicht wie Herr Kater. Keine Katze ist so oder wird es jemals sein. Nach all den Jahren denke ich immer noch fast jeden Tag an ihn.»

Als ich jung und gutgläubig war, nahm ich Drogen, um mich in irren Fantasien zu bewegen, glorreiche Heldentaten zu vollführen und auf Altweibersommerfäden zum Mond zu fliegen. Heute, wo ich alt und gutgläubig bin, hoffe ich auf das größte aller Abenteuer, eine Nacht ungestörten Schlafes.

Frische Wäsche machte meine Mutter jünger. Sauberkeit machte sie glücklich. Weggewaschene alte Sünden, alte, im Abfluss verschwundene Fehler. Die Sonne schien, der Tag war angenehm warm, und so setzte sie die Waschmaschine in Gang. Sie kam hinaus auf den Balkon und strahlte mich an, strahlte die Welt an und sah um Jahre jünger aus. In den Händen einen Korb voller nasser Bündel. Ich trank meine zweite Tasse Tee und bereitete mich auf den Weg zur Schule vor. Die Krawatte saß bereits, es fehlte nur noch das Jackett.

«Hast du Zeit, mir zu helfen?», fragte sie und stellte den Korb vor ihre Füße.

«Nicht viel», sagte ich. «Vielleicht ein wenig.»

Unser erster nicht grauer Tag. Zuletzt hatte es nur noch geregnet. Sie stand im heilenden Licht, die Augen für einen Moment geschlossen. Die Sonne musste ihre Falten eigentlich betonen, doch sie sah jünger aus, als erführe ihr Leben eine Verlängerung um ein Dutzend Jahre. Sie hängt ein nasses Nachthemd an die Leine.

«Gib mir die Sachen und ich hänge sie auf», sagte sie. «Steck die Krawatte vorn ins Hemd, bevor du dir die Hände nass machst.»

Stück für Stück gab ich ihr die Wäsche, und sie hängt sie zum Trocknen auf, ihre Kleider, meine Hemden, ihre Blusen, ihre BHs, ihre Unterwäsche, nicht meine. Wir bewegten uns im Einklang, koordiniert, ohne ein Wort, was ungewöhnlich für sie war. Ihr ging etwas im Kopf herum.

«Wir sind glücklich», sagte sie. «Oder?»

«Ja, das sind wir.»

«Das dachte ich mir», sagte sie. «Du kannst jetzt zur Arbeit gehen. Ich koch dir etwas Gutes zum Abendessen.»





## II

(2001–2021)

Der Bankenkollaps  
Die Covid-Pandemie



Ich fange diese Geschichte mit der Lüge an und wie einem großen, majestätischen Wal mit zahlreichen anderen Meereswesen hinter sich, folgte ihr eine ganze Herde weiterer Lügen. Ich wünschte, ich könnte sagen, dass ich meine Zweifel hatte. Ich hatte keine. Ich ließ mich von ihr verschlingen, tauchte tief in sie ein und machte es mir in ihr bequem. Meine Gutgläubigkeit und ich, wir waren schon immer beste Freunde. Zu meiner Verteidigung kann gesagt werden, dass das Angebot echt schien und es in gewisser Weise auch war, und als es kam, war ich verzweifelt. Haken, Schnur, Harpune. Ich war dabei.

Eine Organisation, eine Stiftung, die American Excellence Foundation mit Sitz in Virginia, weit drüben in Amerika, schickte mir am 23. Juli 2021, einem Freitagabend, eine E-Mail. Trotz ihres Namens war die Ausrichtung der Foundation global. Sie behaupteten, gemeinnützig zu sein und gegen Krankheit, Armut, Hunger und Ungleichheit in der Welt zu kämpfen. Beeindruckend, und ich war beeindruckt, besonders vom Inhalt der E-Mail: *Blablabla*, sie waren toll, *blablabla*, ich war toll, *blablabla*, und meine literarische Feinfühligkeit war so mutig wie außergewöhnlich, wenn auch nicht unbedingt amerikanisch, *blabla*, und so boten sie mir eine dreimonatige Residenz auf ihrer fein restaurierten bukolischen Farm mitten in Virginia an, inklusive Kost und Logis, dazu hundert Dollar am Tag und den Raum und die Zeit, die es brauchte, um frei und uneingeschränkt an dem zu arbeiten, was ich gerade machte, was immer es sein mochte.

Das Einzige, was mich zögern ließ, als ich die E-Mail las, war, dass ich gerade an nichts arbeitete, schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren nicht und auch nicht vorhatte, es je wieder zu tun. Vor diesen fünfundzwanzig Jahren hatte ich ein Buch geschrieben, ja. Aber ich bin kein Schriftsteller, nicht wirklich. Ich hatte ein Buch geschrieben, doch das war es auch. Es war ein Ausreißer.

Nein, die Lüge war nicht, dass ich ein Angebot als Schriftsteller bekommen hatte, aber keiner war. Ich hatte es nie behauptet. Ich war Lehrer für Französisch und Philosophie, war einundsechzig Jahre alt, als das verdammte Angebot kam, und unterrichtete bereits seit sechsunddreißig Jahren den immer gleichen Stoff an ein und derselben Schule in Beirut.

Es war meine Alma Mater, die Schule, in die ich selbst gegangen war, die mir die Stelle 1985, mitten im Bürgerkrieg, anbot. Im Herbst sollte ich die Stelle antreten, und ich sorgte mich um mein Japanisch, da ich künftig den Großteil meiner Zeit auf Französisch verbringen würde. Deshalb begann ich ein Schreibprojekt, auf Japanisch, einen Essay über lange Spaziergänge durchs bürgerkriegsgeplagte Beirut. Ich dachte, ich arbeite während des Sommers daran, was immer mir auch einfallen mag, und beende ihn vor Beginn des Unterrichts, zur Übung wohlgemerkt, einfach, um mein schriftliches Japanisch zu verbessern. Am Ende hat mich das Projekt neun Jahre lang beschäftigt. Es wurde ein sechsundneunzigseitiges Buch daraus. Dass es so lange dauerte, ein so schmales Buch zu schreiben, hätte bereits allen zeigen sollen, dass ich kein Schriftsteller war. Es sollte auch gar nicht veröffentlicht werden, ich hatte keinerlei Absicht in der Richtung. Das Schreiben war eine Übung, aus der eine private Unternehmung zur Klärung meines Geistes wurde, um meine Gefühle von den Geschehnissen des Krieges zu lösen, dem, was den Menschen und der Stadt angetan worden war. Ich habe Überreste der Kämpfe beschrie-

ben, in den Beton geätzte Erinnerungen und Traumata. Da oben hat der Scharfschütze campiert, der nicht weniger als siebzehn Menschen in dieser Straße erschossen hat, so auch Mrs Bharat und Samira, ihre äthiopische Hausangestellte. Das große Loch dahinten stammt von einer Panzerabwehrgranate, die ihr Ziel um etwa zwanzig Meter verfehlte. Ich schrieb das alles als ein libanesischer Spaziergänger, der sich von seiner Umgebung lossagte und so tat, als wäre er ein Japaner. Die Einzige, die etwas davon las, war Mrs Murata, eine Nachbarin, die für die Faszination verantwortlich war, die ich für Japan empfand. Zu Beginn des libanesischen Bürgerkrieges war sie zurück nach Tokio gezogen. Irgendwann in den Neunzigern bekam ich eine E-Mail von ihrer Nichte Himari, die mich darüber informierte, dass Mrs Murata gestorben sei und sie, Himari, mein Manuskript zwischen den Papieren ihrer Tante gefunden habe. Und jetzt frage sie sich, ob ich ihr erlauben würde, es einer befreundeten Lektorin zu zeigen. Wie ich später herausfand, hatte sie es bereits lange, bevor sie meine Erlaubnis erhielt, getan.

Ein kleiner Verlag veröffentlichte meine Absonderlichkeit von einem Buch unter dem dummen Titel *Ein Spaziergang mit den japanischen Geistern Beiruts*. Ohne, dass ich dafür verantwortlich gemacht werden konnte, war es einigermaßen erfolgreich – okay, es war sehr erfolgreich. Es wurde zu so etwas wie einem Phänomen in Japan, hauptsächlich, weil es so exotisch war. Ich meine, da gab es einen Araber, kaum eine Stufe über einem Rohling, der ein Buch in ihrer geheiligten Sprache geschrieben hatte. Nicht, dass mein Gebrauch der Sprache besonders schön gewesen wäre, barock oder blumig, er war so einfach wie die Spaziergänge, die ich unternommen hatte – geradlinig, aber angeblich dazu ange-tan, seine Leser in unermessliche Tiefen stürzen zu lassen. Offenbar hatte ich neun Jahre damit verbracht, den Ton so zu perfek-

tionieren, dass er niederschmetternd und ungeheuer anrührend geworden war, kein Gedanke daran, dass es neun Jahre gedauert hatte, weil ich die Sprache so schwierig fand, neun Jahre, in denen ich mit den verkrüppelten, nassen Ästen meines Japanischen ein kleines Feuer zu entzünden versuchte.

Wenn ich sage, dass das Buch erfolgreich war, meine ich keine biblischen Ausmaße. Es war kein Harry Potter, kein Gibran und schon gar keine Bibel. Aber für das, was es war, verkaufte es sich gut. Es wurde in dreiundzwanzig Sprachen übersetzt, schaffte es jedoch in keinem der Länder auf die Bestsellerliste. Es war immerhin so erfolgreich, dass ich von ein paar Universitäten und Literaturfestivals eingeladen wurde, daraus zu lesen und darüber zu sprechen. So kam ich, bezahlt mit dem Geld anderer Leute, in der Welt herum. Ja, doch, es war erfolgreich genug, dass sich die Vorauszahlungen der Verlage zu einer hübschen Summe addierten, aber ich sparte alles, gab nichts davon aus, denn ich war voller Angst, im Alter, meinem Alter jetzt, kein Geld zum Leben zu haben, wusste ich doch, ich konnte jeden Augenblick meine Stelle verlieren.

Es stimmt nicht ganz, wenn ich schreibe, dass französische Philosophie zu unterrichten der einzige Job war, den ich je hatte. Nicht, dass es eine Lüge wäre, doch ich trat nebenher noch als Performancekünstler auf, sogar als ein umstrittener, verdiente aber kein Geld damit. Meine Kunst war nicht mein Job. Die heranwachsenden Rotznasen, die ich unterrichtete, waren es.

Ich würde an dieser Stelle gerne meinen Gefühlen meinem Buch gegenüber Ausdruck verleihen. Wann immer ich missbilligend davon sprach, wurde mir vorgeworfen, eine perverse umgekehrte Bescheidenheit an den Tag zu legen, ein selbstgefälliges Heischen um Lob. Schlimmer noch, ein deutscher Rezensent nannte mich einen Meister des Naiven. Dabei war ich weder das eine, noch das

andere. Er verglich mein Buch mit den Arbeiten W. G. Sebalds, insbesondere mit *Die Ringen des Saturns* und, großer Gott, *Austerlitz*. Ich weiß, ich habe mit dem, was ein Rezensent über meine Arbeit sagt, nichts zu tun, aber ich habe mich geschämt. So sehr geschämt. Bis auf den heutigen Tag träume ich davon, Winfrieds Grab auf dem Kirchhof von St. Andrews zu besuchen, niederzuknien und ihn um Vergebung zu bitten. Es mag nicht meine Schuld gewesen sein, dennoch tat es mir leid.

Ja, der Erzähler meines Buches war ähnlich wie der Sebalds ein Spaziergänger, doch die Tradition erzählender Flaneure ist so alt wie das Erzählen selbst. Es stimmte, ich hatte über die Herabwürdigung des Anderen geschrieben, doch das betraf allein Beirut zu einer bestimmten Zeit. Sebald behandelt die ganze Geschichte der Verfolgung. Er ist ein Meister, ich war nicht mehr als ein Tagelöhner. Das große Missverständnis war, dass einer der Geniestreiche des Meisters darin besteht, in der Prosa des neunzehnten Jahrhunderts, natürlich einer erneuerten Prosa, über die große Melancholie des zwanzigsten Jahrhunderts zu schreiben. Er benutzt die Hypotaxe, wie ich es noch nie erlebt habe. Ich? Ich vermochte einfach kaum einen Nebensatz zu bilden, schon gar nicht im Japanischen.

Ich war kein Meister. In dieser makellosen Sprache zu schreiben, war für mich ein einziger Kampf.

Dennoch war ich nicht naiv. Ich mag jung gewesen sein, als ich den Text schrieb, aber ich hatte viel gelesen, die Dichter, die Philosophen, die großen Romanciers. Und ich las sie alle in vier Sprachen. Ich wusste durchaus, wie sich ein großes Buch lesen sollte, hatte aber nie vor, selbst eines zu schreiben. Ich konnte es auch nicht, musste ich doch meine ganze Energie darauf verwenden, herauszufinden, wie ein japanischer Satz funktionierte.

Wenn ich sagte, dass ich mein Buch nicht für ein großes Werk



hielt, war ich weder bescheiden noch arrogant. Es war die Wahrheit.

Nun, habe ich viel Geld damit verdient? Doch, das habe ich. Sagen wir, als das Buch in all den verschiedenen Sprachen herausgekommen war, hatte ich eine niedrige bis mittlere sechsstellige Summe auf meinem Sparkonto, in Dollar, nichts anderem. Und ich weigerte mich, das Geld anzurühren. Okay, das stimmt auch nicht ganz. Im Jahr 2001 bekam meine Mutter Depressionen, weil sie so schnell und ernsthaft alterte. Wir alle, ihre Familie – mein Vater, mein Bruder und ich – waren gegen Schönheitsoperationen, meine Mutter jedoch nicht. Nun, es war offensichtlich. Mein Vater weigerte sich, dafür Geld zu geben. Ich bezweifle ohnehin, dass er es gekonnt hätte. Mein Bruder, der seelenlose Zahnarzt, alias der Dämliche, jammerte, dass er für sich, seine Frau und seine Kinder zu sorgen hätte. Er könne nicht helfen. So wandte sich meine Mutter an ihren homosexuellen, sich nicht fortpflanzenden Sohn, der zufällig äußerst gutgläubig war. Ich war immer schon anfällig für die kleinen Bedürfnisse und Notlagen meiner Mutter gewesen. Manch eine Schlacht mit ihr begann ich im Gefühl, unbezwingbar zu sein, endete dann aber niedergestreckt, besiegt, und die Flagge meiner Mutter flatterte über mir, ihre Stange mitten in meinem Herzen. Ich kannte niemanden sonst, dessen Seufzer tödliche Waffen waren. Zwanzigtausend Dollar wollte sie, und ich gab sie ihr. Gerechterweise, wenn ich zurückblicke, kann ich sagen, dass ich mein Geld nie besser angelegt habe. Sie hätten ihr Gesicht sehen sollen, hinterher, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Sie sah so gut aus und war wieder glücklich – so so glücklich. Mit dem Messer beschnitten, blühte Freude auf.

Abgesehen davon habe ich nichts ausgegeben. Ich lebte von meinem dürftigen Einkommen, und die Bank zahlte so gute Zin-

sen, dass mein Kapital kräftig wuchs. Ich dachte, wenn ich einst in Rente ginge, könnte ich angenehm davon leben. Ich wäre in der Lage zu reisen, könnte Zeit an den Stränden Tunesiens verbringen und Einkaufstouren durch Mailand unternehmen. Ich hatte einen Plan. Und verlor alles, alles. Die Politiker und Banker haben unser ganzes Geld gestohlen. Die Ersparnisse von allen – *puff*. Des ganzen Landes. Ich konnte nichts tun. Meine Träume verblichen nicht, sie implodierten. Und wenn meine Anstellung auch bedeutete, dass ich mehr Glück als die meisten anderen in dieser blutdürstigen Schlampe von einem Land hatte, würde ich mich doch niemals zur Ruhe setzen können. Ich war ein Leibeigener.

Verstehen Sie nun, warum ich die Lüge dieser Einladung so einfach schluckte?

Und meine Mutter sagte: «Geh nach Amerika, Radscha, geh, geh, geh, dann haben wir in der Wohnung für ein paar Monate mehr Platz.»

Ja, ich heiße Radscha.

Nennen Sie mich Radscha, den Dummkopf.

Willkommen in meinem Dummkopf-Leben.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)